



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Christus als Kinderfreund.

Nun haben wir aber dabei mit einer neuen Schwierigkeit zu kämpfen. Infolge der Sperre wegen der Zedenspest können wir natürlich nicht mit dem eigenen Fuhrwerk das Baumaterial in die Lokation befördern, sondern muß vielmehr der Bau mit fremder Auktoritarbeit hergestellt werden. Notwendig wird ein Missionskirchlein von 60 Fuß Länge und 25 Fuß Breite ($20 \times 7,5$ m) nebst einem Häuschen für den Missionär, damit er im Notfalle auf seiner „Filiale“ auch übernachten kann; denn sie liegt auf der anderen Seite des Umzimkulu, und dieser „Herr“ kann sehr rücksichtslos auftreten, wenn er, durch Gewitterregen im Hochgebirge angeschwollt, urplötzlich im Vollgeföhle seiner Macht erwacht und dem ahnungslosen Missionär den Rückzug zur Hauptstation abschneidet. Ezenstochau hat guten Grund, den menschenfreundlichen Absichten dieses „launischen Herrn“ zu misstrauen, denn schon manches Menschenleben, auch einer unserer Brüder mit einem Kofferntuban samt Wagen und Pferden sind ihm zum Opfer gefallen.

Die genannte Außenstation ist sehr schön gelegen und entbehrt keineswegs der landschaftlichen Reize. Das Kirchlein soll am linken Ufer des Umzimkulu-Flusses am Südwestabhang des Hlabeni-Gebirgsstocks, so recht mitten im Heidentviertel, auf einer Felsenkuppe ersteren. Vor sich nach Westen und Südost hat der Beschauer das herrliche Umzimkulutal vor sich, im Rücken den gewaltigen Berg, der mit seinen grünen Matten, seinem Urwald und den zugest steil abfallenden Felsenwänden bis zu einer Höhe von 4600 Fuß aufsteigt. Zwischen den vielen steinigen Ruppen, dem dunklen Urwald und den heller gesärbten Matten liegen die zahlreichen, bienenkorbbartigen Hütten der heidnischen Schwarzen. Nur nach Südwesten zu zeigen sich die Waldplantagen der Missionsstation Ezenstochau als ein Zeichen der landeinwärts dringenden Kultur. Erstellt durch den Edelsinn unserer Lejer das Kirchlein im Blauen, freundlichst sind sie dann eingeladen, bei Anlaß der Kirchweihe ihr Werk in der Wildnis zu schauen.“

Ich habe diesen Worten unseres Hochwürdigen P. Superiors nichts beizufügen. Uebrigens, dächte ich, die Dringlichkeit und der gute Zweck unserer Sache sprechen für sich selbst. Wer will sich also im fernen Heidenland durch Gründung eines Missionskirchleins auf dem Hlabeni-Berg ein Denkmal setzen bis in die späteste Zukunft, oder wer wenigstens einen Baustein dafür liefern oder für die neue Missionskirche in Ezenstochau? Für jede, auch die geringste Gabe sagen wir zum voraus herzlichen Dank und ein taujubelndes „Vergelt's Gott!“

Etwaige Beiträge wolle man unter genauer Angabe des Zweckes senden an die auf dem Titelblatte des „Bergheimnieth“ angegebene Vertretung des Missionsklosters Mariannhill.

Die Wanderungen der Vögel.

Die Zugvögel, nämlich viele Wasser- und Sumpfvögel, alle Insektenfresser, sowie viele Arten der von Samen lebenden kleineren Sänger, verlassen ihre Heimat periodisch und ziehen jedes Jahr im Herbst in großen Scharen nach dem Süden, um mit dem Beginne des Frühlings wieder zu uns zurückzukehren. Die Strichvögel streifen nomadisierend ohne bleibende Stätte umher, während die übrigen, meist Raubvögel und Körnersfresser, Standvögel sind. Die Wander-

ungen der Vögel hat man seit alter Zeit bewundert und beobachtet, und immer waren die hoch in den Lüften ziehenden Linien und Geschwader eine Botschaft des nahenden gefürchteten Winters oder des ersehnten Frühlings. Eine für alle Fälle ausreichende Erklärung dieser Erscheinung vermag die Wissenschaft nicht zu geben.

Die Reisen gehen bei vielen Vögeln mit einer bestimmten Taktik vor sich; Störche und Wildgänse bilden einen Keil, Käbice und Regenpfeifer eine schwere Linie, andere schwärmen in wildem Durcheinander. Auch werden Zeit und Ort sowohl des Abzuges als die Rückkehr mit oft überraschender Genauigkeit eingehalten, so daß zahlreiche Bauern- und Jägerregeln darauf begründet sind. Wenn man bedenkt, daß z. B. die Schwalbe bis tief nach Afrika hinabgeht, dort sieben bis acht Monate verweilt und dann Jahr um Jahr regelmäßig auf denselben Bauernhof in den dichtgedrängten Dörfern Mitteldeutschlands zurückkehrt und dort ihr altes Nest sofort wiederfindet, so sind das doch Wirkungen eines Gedächtnisses und einer Wahrnehmungskraft, Kundgebungen, die unter dem Namen „Instinkt“ zusammengefaßt werden.

Die Mehrzahl der Vögel wandert bei Nacht; man hat mit dem Fernrohr oft in mitternächtlicher Stunde ihre hoch vor der Mondscheibe vorüberziehenden Scharen beobachtet. Die meisten Vögel erheben sich indes nicht höher als nötig, um sich einerseits vor dem Geschoß des Menschen zu sichern, andererseits aber das unter ihnen liegende Gebiet zu übersehen, Weg und Richtung zu ermitteln und geeignete Ruhestände aufzufinden. In hohen Gebirgen kommen sie den Boden besonders nahe und wählen zu ihren Uebergängen nur Schluchten. So wandern sie seit den uralteten Zeiten in denselben Tälern, in denen auch die Völker auf- und abschliefen, sie ziehen in denselben Pässen über die Alpen, in denen Hannibal, Karl der Große, Barbarossa und Napoleon diese Berge überschritten. „Durch die Wanderungen der Vögel wurden schon längst die Linien aller fühnen Bergstraßen bezeichnet, die zum Teil erst in neuester Zeit entworfen und ausgeführt wurden“. Oft geht die Massenhaftigkeit der wandernden Vögel ins Kolossale. Man sah Züge von Störchen und Sturmvögeln, die eine halbe Meile in die Breite annahmen und ununterbrochen Stunden wähnten.

Das großartigste Schauspiel in dieser Beziehung bietet wohl die Wandertaube Amerikas, wahre Völkerwanderungen dieser Vögel, deren donnernder Flügelschlag das Ohr betäubt und deren Zahl jeder Rechnung spottet.

Auf ihrer Wanderung finden viele Vögel ihren Tod, oft ist gerade der Mensch der gefährlichste Feind derselben. Oft mehr aus Barbarei und aus Unkenntnis werden tausende getötet, selbst Nachtgall und Lerche schützt nicht ihr Lied. Ja, „das Land der Musik und des Gesanges“, Italien, ist berüchtigt durch die mörderischen Verfolgungen, welchen die Singvögel dort auf ihrem Durchzuge unterliegen. Werden doch allein an den Ufern des Lago Maggiore jährlich 60.000 gefangen.

Christus als Kinderfreund.

(Hiezu Bild Seite 103.)

Wenn der Herbststurm draußen heulend ums Dach jährt, dann sitzt es sich doch zu trautlich im warmen Stübchen zu Mutters Füßen. Sie erzählt, ach, so viele

Geichten, doch am schönsten ist's, wenn sie von Christus spricht. Wie er so rein und ebel über die Erde gewandelt ist und wie er der armen Witwe Sohn von den Toten auferweckt und den Blinden ihr Augenlicht zurückgegeben hat. Wie er zu allen Menschen so gut war und wie er vor allem die Kinder so lieb hatte! „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sprach er und fast immer war er von ihnen umgeben! Auch wir Großen sollen sein wie die Kinder, gläubig und hoffend zu ihm aufblickend, wenn sein Auge voll Liebe auf uns ruht.

Wie die Zeitung ganze Wälder frisst, liest man wieder in der „American Review of Reviews.“ Die Tannen, Fichten, Buchen und Pappeln sind es besonders, die als Opfer der Zeitungen fallen. Denn sie eignen sich am besten zur Herstellung der gewaltigen Papiermassen, die jetzt alltäglich verbraucht werden. Dabei wachsen die Zeitungen unausgesetzt sowohl an Umfang wie an Auflage. Im Jahre 1905 betrug die tägliche Produktion an Holzpapier zehnmal soviel als vor 25 Jahren, und sie bedeutet eine jährliche Vernichtung von 50 000 Hektar Wald. Allein die Zeitungen hatten 1905 in den Vereinigten Staaten 6000 Setschinen im Betriebe. Die Sonntagsnummern der sechs Newyorker großen Zeitungen umfassen durchschnittlich 60 Seiten, und jedes Exemplar erfordert soviel Papier als zur Herstellung eines Buches von 480 Seiten notwendig wäre. In den Vereinigten Staaten erscheinen 456 große Sonntagsausgaben; ihre bedruckte Fläche entspricht insgesamt dem Papierinhalt einer Bibliothek von 6 Millionen Büchern zu je 500 Seiten! Die Notwendigkeit, für die Herstellung dieser gewaltigen Papiermengen andere Rohmaterialien heranzuziehen, wird immer dringender. Wenn das bisherige Verfahren beibehalten würde, würde nach einer genauen Berechnung in 33 Jahren in den ganzen Vereinigten Staaten kein einziger Baum mehr übrig sein!

Ein Frühlingslied.

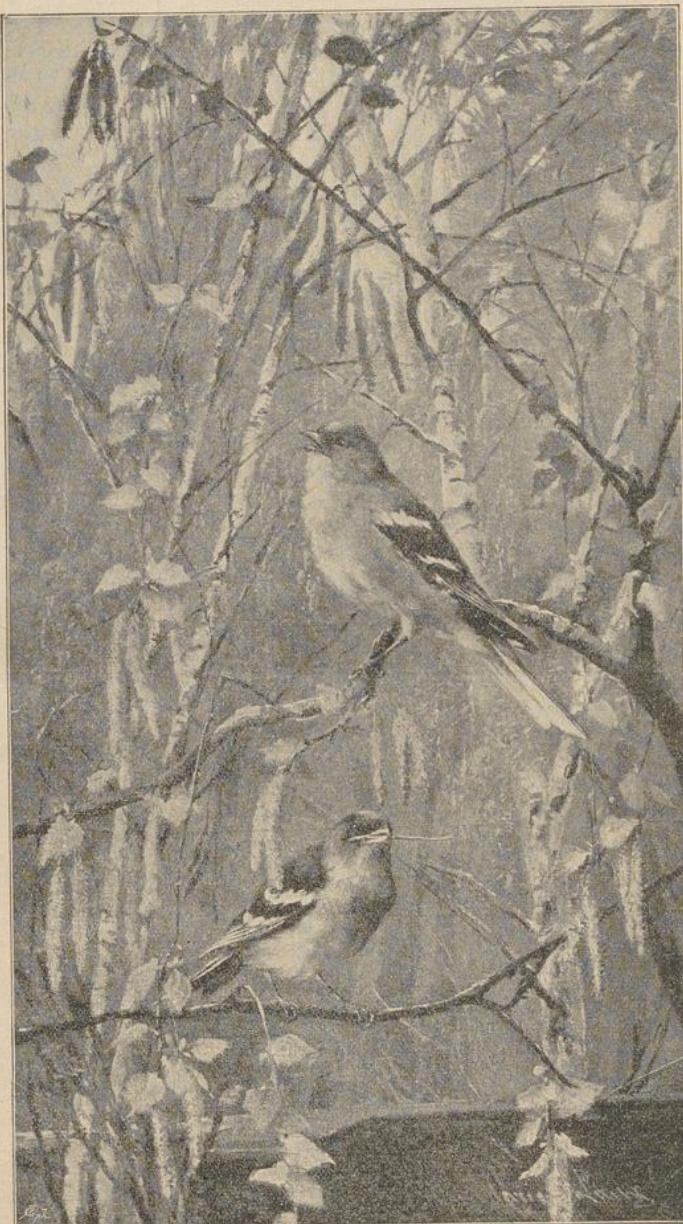
Frühling! Welcher Zauber liegt allein schon in dem Wort! Welche Sehnsucht enthält es, wenn wir es in trüben Wintertagen vor uns hinsagen? Nun ist er da! Welch' Jubilieren und Jauchzen und Singen all der Vögelchen, wenn man den duftigen Wald betritt! Ein Aufatmen geht durch die Natur; auch dem Aermisten, dem Mutlosen geht ein Schimmer von Hoffnung durchs Gemüt.

„Nun, armes Herz, vergiß die Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden!“

Ein Beweistück für Bauern und Philosophen.

Duns Scotus, der berühmte Scholastiker, begegnete einst einem Bauer, welcher gräßliche Fluch- und

Lästerworte ausstieß, weil ihm seine Ochsen nicht recht gehorchten wollten. Der geistreiche Pater ermahnte den Bauer mit wenigen Worten über seine Höllensprache; er stellte ihm die Gefahr der ewigen Verdammnis vor, wenn er hartnäckig bei diesem sündhaften Gebrauche verharrete. Der Bauer aber wurde hierüber noch zorniger.



Ein Frühlingslied (Text nebenstehend.)

„Was“, sprach er mit trockenem Unwillen, „was habt Ihr mir da vorzupredigen von der ewigen Verdammnis! Wenn Gott beschlossen hat, mich selig zu machen, wie er es ohnehin jetzt schon wissen muß, weil er allwissend ist, so werde ich unfehlbar selig, hat er aber beschlossen, mich zu verdammen, so hilft mir all mein Tun und Lassen nichts, so werd' ich dennoch verdammt werden. Was liegt also daran, ob ich fluche oder nicht?“